

# Sinn für unlösbare Fragen

Isolde Karle

Wenn wir über Kirche nachdenken, ist es wichtig, sich den Wandel der Gesellschaft vom Mittelalter hin zur Moderne vor Augen zu führen. Denn das, was wir heute gerne als Krise der Kirche bezeichnen, hat wesentlich mit der Umstellung der Gesellschaftsstruktur zu tun. Die mittelalterliche Gesellschaft war nach Schichten differenziert, d. h., nicht *was* jemand sagte, sondern *wer* etwas sagte, war von entscheidender Bedeutung. Die Gesellschaft war hierarchisch strukturiert. Das Religionssystem bildete dabei das Dach der Gesellschaft. Das Christentum stellte eine Metaerzählung zur Verfügung, die jedem seinen Ort in der Gesellschaft zuwies.

Seit dem 16. Jahrhundert entwickelten sich dann langsam funktionale Differenzierungsformen, die sich im 18. und 19. Jahrhundert schließlich als primäre gesellschaftliche Struktur durchsetzten. D. h., Religion und Politik oder auch Religion und Recht bilden nun kein Amalgam mehr, sondern differenzieren sich gegeneinander aus und bilden eigenständige Funktionssysteme, die unabhängig voneinander operieren. Für das Religionssystem brachte dieser Wandel deutliche Einbußen im Hinblick auf Macht und Einfluss mit sich. So konnten die Kirchen nicht länger den Zugang zu anderen Teilsystemen regulieren. Durch die Einführung der Zivilstandsregister wurde Ende des 19. Jahrhunderts auch die Beurkundung von Eheschließungen, Geburten und Todesfällen unabhängig von der Kirche. Das hatte teilweise gravierende Auswirkungen auf die Teilnahme an kirchlichen Amtshandlungen. Die Religion wurde zunehmend auf sich allein gestellt.

Bemerkenswerterweise gab es vor allem innerhalb des Protestantismus von Anfang an Theologen, die diese Entwicklung hin zu mehr Freiheit von und zugleich für Religion nicht bekämpften, sondern als Chance für die Kirche begriffen. Zunächst ist hier an Martin Luther zu

erinnern, der mit seiner Lehre vom allgemeinen Priestertum eine hierarchische Unterscheidung nach Ständen zurückwies und es ablehnte, den geistlichen Stand als dem weltlichen überlegen zu betrachten. Für Luther ist elementar, dass das, was Christen tun, sich lediglich im Hinblick auf ihr Werk, ihre Funktion unterscheidet, nicht aber durch ihren Stand. Durch die Taufe sind alle Christen gleich und haben dieselbe Würde vor Gott. Mit seiner Zweiregimentenlehre unterstreicht Luther diese funktionale Perspektive auf die Welt. Er weist Kirche und Staat unterschiedliche Zuständigkeitsbereiche und Rationalitäten zu.

Blieb Martin Luther insgesamt noch in der mittelalterlichen Welt und Denkweise gefangen, erkannte und begrüßte Friedrich Schleiermacher am Ende des 19. Jahrhunderts schon sehr viel klarer die funktionale Differenzierung der Gesellschaft. Zeit seines Lebens setzte er sich für die Trennung von Staat und Kirche ein. Für ihn war es elementar, dass sich der Staat nicht in Religionsfragen einmischen darf und dass die Religion erst dann gedeihen kann, wenn sie in ihrer eigenen ganz spezifischen Wesensart erkannt und kommuniziert und nicht für andere Zwecke missbraucht wird.

Aus der Sicht von Luther und Schleiermacher ist die funktionale Differenzierung der Gesellschaft insofern nicht als Funktionsverlust für die Religion zu beklagen, vielmehr befreit sie den Staat von religiösen Ansprüchen und die Kirche von politischer Macht. Dass für die Kirche damit tatsächlich Gewinne einhergehen, wird unter anderem daran deutlich, dass das Ansehen von Pastorinnen und Pastoren heute sehr viel besser ist als ehemals. Die Menschen schätzen es, dass Pfarrer nicht mehr über sie herrschen, dass sie ihnen keine Vorschriften mehr für ihre Lebensführung machen, dass sie vielmehr zu einfühlsamen seelsorgerlichen Lebensbegleitern geworden sind. Die Kirche hat dadurch an Glaubwürdigkeit gewonnen.

Zugleich ist nicht zu verkennen, dass die Religion durch die funktionale Differenzierung der Gesellschaft strukturell geschwächt wurde. Die Indifferenz gegenüber Religion hat mit der Pluralisierung der Gesellschaft zugenommen. Das wirkt sich auch auf die Stellung der Kirchen aus. Man kann erstens auch ohne Kirche religiös kommunizieren und zweitens auf Religion auch ganz verzichten. Es ist heute kein Problem mehr, als konfessionsloser Mensch Karriere zu machen oder gesellschaftliche Anerkennung zu finden. Anders ist das bei Bildung und Wirtschaft. So besteht beispielsweise Schulpflicht, bis heute

ist das Homeschooling hierzulande verboten; und ohne Geld, dem Medium des Wirtschaftssystems, kann sich niemand an Gesellschaft beteiligen. Aus der Kirche kann man austreten, aus dem Steuersystem nicht. Umgekehrt bedeutet dieser Befund wiederum, dass eine Kirchenmitgliedschaft und vor allem die aktive Beteiligung am kirchlichen Leben heute sehr viel voraussetzungsreicher und unwahrscheinlicher und deshalb auch sehr viel höher einzuschätzen sind als früher. Religion ist gänzlich freiwillig – nichts zwingt mehr dazu, sich mit Religion zu befassen. Deshalb schätzen es viele Volkskirchlichen auch, dass sie Religion aus der Distanz heraus unterstützen und sich dazugehörig fühlen können, ohne mit allzu vielen Interaktionserwartungen und Verpflichtungen konfrontiert zu werden.

### Zwischen Reformstau und Reformstress

Entgegen des von der Kirche zuweilen propagierten Eifers in Sachen Mission und Marketing impliziert diese Analyse, dass die Kirche nicht allzu viel an der derzeitigen Lage ändern kann und dass es gleichzeitig viel Grund gibt, die Lage der Kirche nicht so negativ und alarmistisch zu beurteilen wie das häufig geschieht. Die Kirche kann unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen schwerlich „gegen den Trend wachsen“, sie kann nicht plötzlich wieder zum Dach der Gesellschaft oder zur allgemeinen Bundeswerteagentur werden.

Das heißt keineswegs, dass es keinen Reform- oder Verbesserungsbedarf in der Kirche gibt oder dass die Kirche die Hände in den Schoß legen sollte. Aber es heißt sehr wohl, realistisch und gelassen die Grenzen organisatorischer Steuerungsmöglichkeiten in den Blick zu nehmen. Sehr vieles, was für die Kirchen wichtig ist, ist ihrem Einfluss entzogen. Die evangelische Kirche neigt in der Gegenwart dazu, diese Unverfügbarkeit oder Nichtsteuerbarkeit zu unterschätzen und sich selbst zu stark unter dem Gesichtspunkt der Gestaltbarkeit wahrzunehmen. Die Volkskirche wird künftig kleiner werden. Dieser Prozess ist unter den Bedingungen der funktional differenzierten Gesellschaft kaum aufzuhalten – jedenfalls nicht durch schnöde Strukturreformen, wie sie gegenwärtig allorten durchgeführt werden.

Allerdings gilt es bei allen Parallelen der beiden Großkirchen signifikante konfessionelle Unterschiede zu beachten. Während die pro-

testantische Kirche alle wesentlichen Institutionsfragen im Sinne einer Modernisierung ihrer Gestalt bereits entschieden hat, befindet sich die katholische Kirche derzeit in einem lähmenden Reformstau: Hier werden bislang viele wesentlichen Reformschritte dogmatisch blockiert. Die als dringend empfundenen Reformvorhaben, die nicht nur eine Frage der Modernität, sondern der Glaubwürdigkeit der Kirche geworden sind, liegen dabei seit Jahrzehnten auf dem Tisch und werden von vielen katholischen Christen angemahnt: Es geht um die Stellung von Frauen und Homosexuellen, um eine realistischere (barmherzigere) Sexual- und Ehemoral, um die Zulassung zur Eucharistie für Wiederverheiratete, aber auch um den Zölibat als Voraussetzung für das Priesteramt, der nicht nur für viel Leid, sondern auch für eine problematische Selektion des Priesternachwuchses in Deutschland sorgt. Neben diesen Lebensführungsfragen geht es *last but not least* auch um eine demokratischere Struktur der Kirche und damit um effizientere Kontroll- und Mitbestimmungsmöglichkeiten durch entsprechend legitimierte Gremien.

Nun ist der Einwand nicht unberechtigt, dass die evangelische Kirche nicht sonderlich davon profitieren konnte und kann, dass sie diese Fragen mittlerweile weitgehend geklärt und entschieden hat. Doch kann man davon ausgehen, dass beide Kirchen nicht unwesentlich an Glaubwürdigkeit und damit an Zustimmung gewinnen, wenn die katholische Kirche sich in der Lage sähe, hier behutsame Veränderungen und Öffnungen vorzunehmen. Zum einen träten die Kirchen dann ökumenischer auf, zum andern hätte die evangelische Kirche nicht so sehr unter den Folgen dessen zu leiden, was in der katholischen Kirche aufgrund der fehlenden Reformen schief läuft. So treten immer wieder Menschen aus der evangelischen Kirche aufgrund von Ereignissen in der katholischen Kirche aus – in jüngster Zeit war dies bei den Unstimmigkeiten um den Limburger Bischof der Fall. Viele der Vorkommnisse, die von den Medien sicherlich überzeichnet dargestellt und inszeniert werden, gehen auf mangelnde Reformen in den genannten Bereichen zurück und zerstören Vertrauen – in beiden Kirchen.

Die evangelische Kirche wiederum, die sich als Kirche *semper reformanda* versteht und die Reformfreudigkeit ihrer Mitglieder zuweilen überstrapaziert, sieht sich aufgrund zurückgehender Mitgliederzahlen und des demographischen Wandels seit einiger Zeit zu grund-

legenden Struktur- und Organisationsreformen herausgefordert. Diese werden allerdings nicht nüchtern als ökonomisch bedingte Notwendigkeiten, sondern geistlich verbrämt als Fortschritt und Verlebendigung der Kirche interpretiert und kommuniziert.

Während die katholische Kirche unter einem *Reformstau* leidet, leidet die evangelische Kirche unter einem *Reformstress* und manövriert sich dabei in zahlreiche konflikthafte, zeit- und kraftraubende Fusionen und Strukturreformen hinein. Ich will mich hier nicht mit der Qualität der Reformen im Einzelnen befassen, sondern nur grundsätzlich anmerken, dass dabei Erwartungen geweckt werden, die nicht zu erfüllen sind und in Erschöpfung und Enttäuschung münden werden (ausführlich Karle 2011). Die Kirche wird dadurch im besten Fall ein paar verwaltungstechnische Verbesserungen erreichen, aber nicht grundsätzlich attraktiver werden und ganz sicher keine neuen Mitglieder gewinnen.

Die Kirche lebt zentral von Prozessen, die nicht organisierbar sind: von klugen und glaubwürdigen Pfarrerinnen und Pfarrern, von guten und inspirierenden Begegnungen, von begabten und engagierten Menschen, von Kirchengebäuden, an denen kulturelle und biographische Erinnerungen haften, von sich bildenden Gemeinschaften und spontanen Sozialbeziehungen etc. In solchen Zusammenhängen und Interaktionen wird der Glaube geweckt, belebt und gestärkt. Diese sind aber nicht gezielt herbeiführbar. Dass sich der Glaube jeder Planbarkeit entzieht, liegt ohnehin auf der Hand. Insofern: Die kirchlichen Strukturen mögen sich vergleichsweise leicht über Entscheidung verändern lassen, nicht aber die religiöse Praxis. Das wird bei so mancher Missionsstrategie verkannt. In aller Regel ereignet sich das Überraschende und Innovative jenseits des Organisier- und Planbaren. Die evangelische Kirche tut deshalb gut daran, nicht das Unentscheidbare entscheiden zu wollen. Die paradoxen Effekte eines solchen Vorgehens lassen nicht auf sich warten.

## Perspektiven

Entgegen den Reformprogrammen beider Großkirchen, die Leuchttürme und überregionale Einheiten als zukunftsweisend betrachten, kommt es darauf an, soweit wie möglich in der Fläche präsent zu blei-

ben. Die große Stärke der Kirche war immer ihre Präsenz vor Ort, ihre Vernetzung in die nachbarschaftlichen und lokalen Strukturen hinein, ihr dezentes Operieren am Nerv der Zeit.

Menschen brauchen die Vertrautheit von Zeiten, Orten und Gesichtern. Die konkrete Begegnung von Menschen, die Präsenz des Pfarrers und der Pfarrerin und das ehrenamtliche und zivilgesellschaftliche Engagement der vielen vor Ort sind deshalb unschätzbar, auch und nicht zuletzt im Hinblick auf die vielen zufälligen Begegnungen und Kontakte, die dadurch ermöglicht werden. In den Gemeinden entstehen bei aller Fragilität und mangelnden Exzellenz lebenslange Loyalitäten und religiöse Bindungen. Mehr als alles andere braucht die Kirche „Gelegenheiten für Begegnungen unter Leuten“ (Lehmann 2008, 125). Nur hier entsteht das Vertrauen, das so elementar ist für die Kirche und ihre Ausstrahlungskraft. Deshalb sollte die Kirche nicht vorschnell ihre dezentralen Strukturen abbauen, sondern sehr behutsam, vorsichtig und lernbereit notwendige Strukturveränderungen vornehmen.

Mit der Umstellung der Gesellschaftsstruktur haben sich neue kulturelle Semantiken wie „Selbstbestimmung“ und „Selbstverwirklichung“ eingespielt. Diese erweisen sich zwar bei näherem Hinsehen als Korrelat der Struktur funktionaler Differenzierung, weil diese Individuen voraussetzen muss, die in der Lage sind, ihre ständig wechselnde Teilnahme an den Funktionssystemen selbst zu organisieren – anders als in der ständischen Gesellschaft, in der man mit Haut und Haaren einer Schicht zugeordnet war. Doch wird die Wunschliste der Individualität „den Individuen so vorgelegt, als ob sie deren eigene, innerste Hoffnungen enthielte“ (Luhmann 1995, 132). Zugleich macht gerade die Semantik der Individualisierung und Selbstbestimmung der Kirche die Anpassung an die Moderne so schwer, weil diese von der Tradition lebt, von der Orientierung am Überlieferten, von der Vergegenwärtigung eines kulturellen Gedächtnisses.

Eine biblische Erzählung, die 2000 Jahre alt ist, ist nicht so eingängig und unmittelbar anschlussfähig an aktuelle Denk- und Sprachgewohnheiten wie es Sport- oder Medienereignisse sind. Und doch liegt gerade hier das große Potential der Kirche. Die Kirche ermöglicht durch die *Ungleichzeitigkeit* der Religion, durch das Eintauchen in längst vergangene Erfahrungen, durch das Gewährwerden von Stim-

men und Deutungen einer ganz anderen Zeit eine Distanz zur Gegenwart. Sie verfremdet unseren Alltag und unsere Lebensgewohnheiten. Erst im Vergleich zu anderen Zeiten und Erfahrungen können wir diese überhaupt als kontingent reflektieren und wahrnehmen. Die Kirche pflegt das kulturelle Gedächtnis dabei über vielfältige, teilweise recht unscheinbare Praktiken: Durch das Läuten der Glocken, durch Kirchengebäude, durch die Struktur des Kirchenjahres, durch das Feiern von Gottesdiensten am Sonntagmorgen und an den Wendepunkten des Lebens, durch Gebete, Lieder, Predigten, durch das Erzählen von biblischen Geschichten und ihre Deutung im Religionsunterricht usw. usf. Die Kirche hält damit das christliche kulturelle Gedächtnis lebendig und pflegt zugleich ein Ethos, das sich keineswegs von selbst versteht.

Die große Herausforderung für die Kirche und die Pfarrerinnen und Pfarrer ist dabei, einerseits eine jahrtausendealte Tradition zu plausibilisieren und in die gegenwärtige Lebenswelt hinein zu übersetzen – seit über 200 Jahren arbeitet sich die wissenschaftliche Theologie an der Aufklärung ab. Andererseits gilt es darauf zu achten, dass sich religiöse Einsichten nicht komplett und verlustfrei in eine säkulare Sprache transformieren lassen. Religionen sind Rationalitätsspeicher eigener Art, sie pflegen eine eigene Vernunft, sie haben sich etwas Widerständiges gegen die alltäglichen Routinen und Plausibilitäten bewahrt. Die Kirche darf deshalb weder ritualistisch-orthodox vermeintlich „richtige Wahrheiten“ zeitlos verkündigen, noch sich durch eine säkularisierende und sich anbietende Sprache selbst marginalisieren.

Ein Beispiel: In dem Bemühen, den Menschen entgegen zu kommen, neigen evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer manchmal dazu, die Rechtfertigungslehre von Martin Luther stark zu trivialisieren und damit die Menschen in ihrer Schuld- und Irrtumsfähigkeit nicht wirklich ernst zu nehmen. Die Menschen wollen aber nicht ständig getröstet werden, sie wollen nicht immer wieder gesagt bekommen, dass das, was sie tun oder nicht tun, keinen Unterschied macht, weil Gott sie in jedem Fall bedingungslos liebt. Sie wollen ernst genommen werden in ihrem Willen, ihr Leben sinnvoll zu führen, sind aber auch erwachsen genug, den Schmerz auszuhalten, wenn eine Entscheidung sich im Nachhinein als falsch erweist oder sie geirrt haben – mit all den Konsequenzen, die dann zu tragen sind. Deshalb ist auch das Ver-

sprechen vor dem Altar „bis dass der Tod euch scheidet“ bei einer Trauung ganz und gar ernst zu nehmen. Jeder und jede, der dieses Versprechen heute einem anderen gibt, weiß um die hohe Scheidungsquote und damit darum, dass er damit ein nicht geringes Risiko eingeht. Das ändert aber nichts an der Ernsthaftigkeit dieser Formel. Sie ist eine Bekräftigung dessen, was das Paar vor Gott will, ein Versprechen, das das Paar auch in schweren Zeiten hindurchtragen soll. Alle „Ermäßigungen“ sind deshalb mutlos und trauen den religiösen Subjekten zu wenig zu. Diesen steht in der Regel klar vor Augen, dass sie an dem damit verbundenen Anspruch auch scheitern können. Eine entscheidende Herausforderung scheint mir deshalb zu sein, so über christliches Leben zu sprechen, dass es unter Verzicht auf eine moralisch-besserwisserische Haltung zu einer ethischen Orientierung kommt, mit der man sich auseinandersetzen kann.

Auf einer Konferenz meinte neulich der anglikanische Bischof Nicholas Baines: „The church was a mess, is a mess and will be a mess – let's get over it“. Der Zustand der Kirche als „mess“ ist nicht weiter beklagenswert, sondern in gewissen Grenzen normal. Statt zu viel Ordnung suchen und die Kirche nach einem Masterplan von oben nach unten reformieren und standardisieren zu wollen, gilt es die Möglichkeiten, die da sind, kreativ und zugleich gelassen zu nutzen, auf die Menschen vor Ort zu hören und nicht falschen Effizienz- und Erfolgsvorstellungen hinterher zu jagen. Die Kirche lebt davon, das Unbeobachtbare in der beobachtbaren Welt präsent zu halten, ihre Aufgabe ist es, unlösbare Fragen zu stellen und wach zu halten.

Die Kirchen stehen als Institutionen für das Unverfügbare und Transzendente. Sie sind Orte der Mehrdeutigkeit und der Widerspruchsbewältigung. Sie thematisieren die Endlichkeit des Menschen, sie bieten einen Resonanzraum für den Schmerz und das Leid, aber auch für die Dankbarkeit für das unwahrscheinliche Glück des Lebens. Pfarrerrinnen und Pfarrer sind als Experten für das brüchige Leben besonders dazu herausgefordert für diejenigen da zu sein, die in der Leistungsgesellschaft unter die Räder kommen oder schlicht: die mit den ganz normalen Risiken und Brüchen eines spätmodernen Lebens zurecht kommen müssen. Glaube, Liebe und Hoffnung – das ist die Trias, der sich die Kirche verschrieben hat. Wenn sich die Kirche mit gediegenem Selbstbewusstsein auf diese Botschaft konzen-

triert, wenn sie dabei weder rückwärts orientiert, noch selbstvergessen vorgeht, wird sie weiterhin unschätzbar für eine humane Kultur und Gesellschaft sein. Dann wird sie ihre Akteure an vielen unterschiedlichen Orten und unter unterschiedlichen Bedingungen ermutigen, Freiräume für Innovationen auszuloten und – ohne die traditionellen Wege zu unterschätzen – neue Wege des Glaubens zu gehen.

#### Literatur

- Karle, Isolde: Kirche im Reformstress, Gütersloh 2011.  
 Lehmann, Maren: Leutemangel. Mitgliedschaft und Begegnung als Formen der Kirche, in: Hermelink, Jan/Wegner, Gerhard (Hrsg.): Paradoxien kirchlicher Organisation. Niklas Luhmanns frühe Kirchensoziologie und die aktuelle Reform der evangelischen Kirche, Würzburg 2008, 123–144.  
 Luhmann, Niklas: Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum, in: Ders. (Hrsg.): Soziologische Aufklärung Bd. 6. Die Soziologie und der Mensch, Opladen 1995, 125–141.